

BEHNEN
HEHE

Ein
gewisser
Plume

MI
CH
A
U
X

Plume

B

SUHRKAMP

ACADÉMIE DE BERLIN

Suhrkamp



FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Ein gewisser Plume* von Henri Michaux ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Der Dreh- und Angelpunkt dieser tollkühnen Textsammlung – ein gewisser »Plume« – ist ein Meister der absurden Welterfahrung. Tut ihm sein Finger weh, wird er ihm von einem eifrigen Chirurgen amputiert. Bestellt Plume in einem Restaurant ein Gericht, das nicht auf der Karte steht, wird er in einem kafkaesken Spektakel von Polizei und Geheimdienst gejagt. Eine Königin nötigt ihn so lange zum Liebesspiel, bis ihr Gemahl das Schlafgemach betritt. Und in einem Augenblick dummer Zerstretheit läuft Plume »mit den Füßen über die Zimmerdecke, anstatt sie am Boden zu behalten. Als er dessen gewahr wurde, war es leider zu spät«.

Henri Michaux, Reisender in wirklicher und imaginärer Fremde und Experimentator verborgener Bewusstseinsräume, hat mit der Gestalt des Plume eine ebenso prägnante wie tragische Spielfigur seiner eigenen Phantasie geschaffen. Die Prosatexte, Gedichte und Kurzdramen des vorliegenden Bandes offenbaren die Absurdität unhinterfragter Glaubenssätze und Verhaltenscodices. Zugleich kann *Ein gewisser Plume* auch als Hommage an alles Abseitige, Komische und Verquere gelesen werden.

Michaux, der sich zunächst den Surrealisten nahe fühlte, widmete sich nach seinen ersten literarischen Publikationen verstärkt der Malerei und Experimenten mit Meskalin, über die er später viel beachtete Bücher schrieb. Als Künstler nahm er mehrmals an der Documenta teil, 1960 wurde ihm auf der Biennale von Venedig der Einaudi-Preis verliehen.

HENRI MICHAUX wurde am 24. Mai 1899 in Namur, Belgien geboren. Nach einem abgebrochenen Medizin-Studium schiffte er sich als Matrose ein, Reisen führten ihn nach China, Japan, Indien, Ecuador und Nordafrika. 1927 publizierte er seine ersten beiden Bücher, *Meine Besitzungen* und *Ein gewisser Plume*, zehn Jahre später begann er, seine künstlerischen Werke auszustellen. Zahlreiche seiner Bücher wurden – unter anderem in der Übersetzung von Paul Celan – ins Deutsche übertragen. Michaux starb am 19. Oktober 1984 in Paris.

HENRI
MICHAUX

Ein
gewisser
Plume

Aus dem Französischen
von Kurt Leonhard

SUHRKAMP

Der Unbotmäßige

Wenn man den Altan verläßt, an dem die *Welt* vorüberzog, und ohne Arkaden zurück muß in das kalte Maul des alles benagenden Tages, Hunderten von Schachteln gegenüber, die eiligst gefüllt werden müssen; wenn man den großen herrlichen Raum verlassen muß, wo man Aufenthalt hatte ...

Traurigkeit des Erwachens!

Jetzt heißt es wieder hinunter, heißt es, sich demütigen.

Der Mensch findet seine Niederlage wieder: den Alltag. Da er die Zeugen seiner Herrlichkeit verloren hat, weiß er nichts zu sagen. Er kann sogar für einen Idioten, einen Mittelmäßigen, einen Minderwertigen gelten, und doch befand er sich noch vor wenigen Augenblicken inmitten der hohen Majestäten, er selbst auf einem Thron, zwischen den maskierten regierenden Fürsten, und seine Leute folgten ihm, in großem Pomp, während er, sich immer höher und höher schwingend, bis zur obersten Plattform kam, wo nur noch der Ton der Siegesposaunen ihn erreichen konnte.

Es ist vorbei. Vergebens schwamm der Arme mit unwiderstehlichem Elan sein Schicksal stromaufwärts. Vergebens hat er sich erhoben.

In einem Nu muß er, ungewiß, ob er sie jemals wiedersehen wird, seine wahre Familie verlassen: die himmlischen Seinen – muß er zurück unter die Fremden, die sich für seine Nächsten ausgeben und ihn nicht kennen.

Er blickt um sich. Lasten drücken ihn zu Boden.

Der Tag nimmt ihn wieder auf, wie ein Personenzug seine Ladung täglicher Fahrgäste aufnimmt. Los, Abfahrt! Und er muß fort.

Unterdessen fragt er sich, wie er in das verlorene Paradies – mag es auch manchmal eine Hölle sein – zurück könnte. Er macht Fluchtpläne, denn die »Weichen« sind die »Harten«, sie lassen sich weder besiegen noch überzeugen, und wenn man sie niedertritt, bilden sie sich neu unterm Stiefel, unvermindert, ja größer als zuvor.

Alle Mittel sind ihm recht. Opium braucht er nicht. Wer die andere Seite wählt, um da zu leben, dem ist alles Droge.

Indem er seinem Herzen immer wieder mit viel Kaffee zusetzt oder es einfach wieder und wieder ermüdet oder es einfach mit wiederholten Phantasievorstellungen und mit dem intensiven Fluidum seiner Begierde attackiert, steigt er auf.

Darauf betrachtet er die Welt der unbeweglichen Dinge, die jedoch zu singen und den richtigen Ton zu halten beginnen.

Die Gebäude der Boulevards, als sollten sie zu riesigen Schiffen werden, beginnen, sich auf die Seite zu legen.

Andere Gewölbe zwischen den Gewölben der Bauwerke geraten allmählich in Schwingung.

Saaldecken senken sich beständig von den Saaldecken herab... ohne je wieder hinaufzusteigen.

Aus seinem eigenen Gesicht hervorgegangene Gesichter blicken ihn an, von allen Seiten.

Seine Schläfen singen im hohen Tenor. Indessen straffen sich die Taue des inneren Takelwerkes.

Mitten im Sturm hört er die *Welt*, so wie sie wirklich klingt. O wie seltsam sie tönt! Er sieht sie auch, wie sie ist, gelb, hauptsächlich gelb, mit etwas Kot und Ocker gemischt.

Er zieht seine Bahn, und das Leben bekommt einen ganz andern Sinn. Jeder ist hinter einer andern Kerze her. Ein Hintereinanderwirbeln, und im Strudel, da gibt es keine Brücken.

Sein Herz fängt zu hüpfen an wie ein Ball.

In seiner Brust wird jetzt gequirlt – im See der Emotion.

Wie Luftblasen kommen immer neue Horizonte auf, wachsen an, weiten sich, zerplatzen und steigen wieder auf, dehnen sich, weiten sich, wieder und wieder . . .

Fortschreitend und rasch entstanden, isolieren ihn jetzt Panzer von Schauern, so wie den Schlafwandler sein tiefes Wissen isoliert und ihn der Nacht, ihren Fallstricken und ihrem bedenklich ernstesten Lichtmangel entreißt.

In der vollkommenen Ruhe, die den Erscheinungen vorausgeht, erwartet sein galvanisiertes Wesen die Offenbarung. (Diese kommt oder kommt auch nicht, denn sie hängt von anderem ab.) Wie dem auch sei, der Grat ist bald überschritten, denn es gibt immer einen solchen Grat, und er fällt wieder zurück.

Diese Verdoppelung der Müdigkeit, so enttäuschend sie zunächst auch ist, bietet ihm eine neue Gelegenheit, abzuspringen und aus dem hassenswerten Ein- und Abgeteiltsein der Welt auszubrechen.

Ein Untergangskapitän, reißt er die letzten Aufbauten nieder, ebnet er alles ein unter der Asche, vollendet er den Ruin.

Und so wird er ein großer Bauherr gewesen sein. Ohne einen Finger zu rühren, wird er ein großer Abenteurer gewesen sein.

Weder streben noch straucheln, zu Tal gehn, das muß man können.

Das ist das Spiel des rollenden Steins.

Er öffnet das Fenster. Im nächsten Augenblick kommt er zurück von mehreren Stunden Flug. Dies ist ihm die *Zeit*. Dies sein Leben.

[1938]

Ein gewisser Plume

Ein friedlicher Mensch

Plume streckte die Hände aus dem Bett und wunderte sich, daß er nicht an die Wand anstieß. Sieh mal an, dachte er, die Ameisen werden sie aufgefressen haben . . . Und schlief wieder ein.

Bald darauf faßte ihn seine Frau und schüttelte ihn: »Mach die Augen auf, du Faulpelz! Hast nichts getan wie schlafen, und inzwischen ist uns unser Haus gestohlen worden.« Tatsächlich breitete sich nach allen Seiten hin ein intakter Himmel aus. Bah, geschehn ist geschehn, dachte er.

Bald darauf war ein Geräusch zu hören. Es war ein Zug, der mit voller Geschwindigkeit auf sie zugefahren kam. Bei der Eile, die er zu haben scheint, dachte er, wird er gewiß vor uns ankommen. Und schlief wieder ein.

Dann weckte ihn die Kälte. Er war von Blut durchnäßt. Ein paar Teile seiner Frau lagen neben ihm herum. Wo es Blut gibt, da tauchen immer eine Menge Unannehmlichkeiten auf. Wenn dieser Zug nicht hier hätte vorbeikommen müssen, wäre ich sehr glücklich. Aber da er nun einmal vorbeigekommen ist . . . Und schlief wieder ein.

»Hören Sie«, sagte der Richter, »wie wollen Sie erklären, daß Ihre Frau sich so schwer verletzt hat, daß man sie in acht Teile zerstückelt auffand, und daß Sie, der Sie danebenlagen, nicht eine Bewegung gemacht haben, um es zu verhindern, ja daß Sie sogar nicht das geringste davon gemerkt haben. Das ist das Rätselhafte. Da drin steckt die ganze Geschichte.«

Auf diesem Wege kann ich ihm nicht weiterhelfen, dachte Plume. Und schlief wieder ein.

»Die Hinrichtung wird morgen stattfinden. Angeklagter, haben Sie noch etwas hinzuzufügen?«

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »aber ich habe die Affäre nicht verfolgt.« Und schief wieder ein.

Plume im Restaurant

Plume speiste im Restaurant, als der Oberkellner herantrat, ihn streng anblickte und mit leiser, geheimnisvoller Stimme zu ihm sagte: »Was Sie da auf Ihrem Teller haben, steht nicht auf der Karte.«

Plume entschuldigte sich sogleich.

»Sehen Sie«, sagte er, »ich hatte es eilig und habe mir nicht die Mühe gemacht, die Karte zu studieren. Ich habe auf gut Glück ein Kotelett bestellt, ich dachte, vielleicht gibt es das, und wenn nicht, könnte man es wohl leicht in der Nähe auftreiben, aber ich war durchaus bereit, auch etwas ganz anderes zu bestellen, wenn Kotelett nicht zu haben wäre. Der Kellner machte keine sonderlich erstaunte Miene dazu, kurz darauf brachte er es mir, und da ist es nun ...

Natürlich werde ich bezahlen, was es kostet. Es ist ein schönes Stück, das will ich nicht abstreiten. Ich werde ohne weiteres den entsprechenden Preis zahlen. Wenn ich es gewußt hätte, dann hätte ich gern eine andere Art Fleisch gewählt oder einfach ein Ei. Auf jeden Fall habe ich jetzt keinen großen Hunger mehr. Ich werde unverzüglich zahlen.«

Aber der Oberkellner rührt sich nicht. Plume fühlt sich schrecklich verlegen. Als er nach einiger Zeit die Augen hebt ... hm! ist es jetzt der Geschäftsführer, der vor ihm steht.

Plume entschuldigte sich sogleich.

»Ich wußte nicht«, sagte er, »daß Kotelett nicht auf der

Karte steht. Ich habe sie nicht angesehen, weil ich sehr kurzsichtig bin und weil ich meinen Kneifer nicht bei mir hatte, und dann ist das Lesen für mich sowieso eine Qual. Ich habe das erste bestellt, was mir in den Sinn kam, mehr um andere Vorschläge anzuregen als aus persönlichem Geschmack. Der Kellner war zweifellos in Gedanken und hat nicht weiter gefragt, er hat mir dies hier gebracht, ich selbst war übrigens völlig zerstreut und habe angefangen zu essen. Schließlich . . . ich zahle gleich Ihnen selbst, da Sie nun einmal hier sind.«

Jedoch der Geschäftsführer rührt sich nicht, Plume fühlt sich immer verlegener. Wie er ihm einen Geldschein hält, sieht er plötzlich einen Uniformärmel; ein Polizist stand vor ihm.

Plume entschuldigte sich sogleich.

Er sei hereingekommen, um sich ein wenig auszuruhen. Auf einmal habe man ihm ins Gesicht geschrien: »Und für den Herrn? Was beliebt?« – »Oh – ein Bier«, sagt er. »Und danach?« schreit der Kellner ärgerlich; darauf, mehr um ihn loszuwerden als aus sonst einem Grund, »na schön, ein Kotelett!«

Er habe schon gar nicht mehr daran gedacht, als man es ihm gebracht habe, auf einem Teller, und dann, wahrhaftig, wie es vor ihm stand . . .

»Hören Sie, es wäre nett von Ihnen, wenn Sie diese Sache in Ordnung bringen könnten. Das für Ihre Mühe.«

Und er hält ihm einen Hundertfrankenschein hin. Da er sich entfernende Schritte hörte, glaubte er schon, frei zu sein. Aber jetzt ist es der Polizeikommissar, der vor ihm steht.

Plume entschuldigte sich sogleich.

Er habe eine Verabredung mit einem Freund gehabt. Wirk-

lich, den ganzen Vormittag habe er ihn vergeblich gesucht. Da er wußte, daß sein Freund, wenn er aus dem Büro kam, diese Straße entlang mußte, war er hineingegangen, hatte sich beim Fenster an einen Tisch gesetzt. Weil andererseits das Warten lange dauern konnte und er nicht so aussehen wollte, als scheue er die Ausgabe, hatte er ein Kotelett bestellt, nur um etwas vor sich stehen zu haben. Nicht einen Augenblick dachte er daran, etwas zu verzehren. Aber wie er es vor sich stehen sah, hatte er, ganz mechanisch, ohne sich die geringste Rechenschaft über sein Tun abzulegen, angefangen zu essen.

Sonst gehe er nämlich um nichts in der Welt in ein Restaurant. Er esse nur zu Hause, das sei sein Grundsatz. Hier habe es sich um reine Zerstretheit gehandelt, wie sie jedem ermüdeten Menschen passieren könne; eine vorübergehende Abwesenheit, nichts anderes.

Doch der Kommissar hat den Polizeidirektor ans Telefon gerufen: »Los, los«, sagte er zu Plume und hält ihm den Apparat hin. »Heraus mit der Sprache. Das ist Ihre letzte Chance.« Und ein Polizist, der ihn brutal vor sich herstößt, sagt zu ihm: »Jetzt heißt's gerade gehen, wie?« Und wie die Feuerwehrleute ihren Einzug in das Restaurant hielten, meinte der Geschäftsführer zu ihm: »Sehen Sie, was für ein Schaden für meinen Betrieb. Eine regelrechte Katastrophe.« Und er zeigte in den Saal, den alle Gäste fluchtartig verlassen hatten.

Die vom Geheimdienst sagten zu ihm:

»Jetzt können Sie sich auf etwas gefaßt machen. Besser gleich mit der ganzen Wahrheit heraus. Ist nicht unser erster Fall dieser Art, das können Sie mir glauben. Wenn's einmal diese Wendung nimmt, dann wird es ernst.«

Jedoch ein langer Polizistenlümmel sagt ihm über seine

Schulter hinweg: »Hören Sie, ich kann nichts dafür. Es ist Befehl. Wenn Sie nicht in den Apparat sprechen, schlage ich zu. Verstanden? Legen Sie ein Geständnis ab! Sie wissen jetzt Bescheid. Wenn ich nichts höre, schlage ich zu.«

Plume auf Reisen

Plume kann nicht sagen, daß man ihn auf Reisen mit übertriebener Rücksicht behandle. Die einen steigen über ihn hinweg, ohne vorherige Warnung, die andern trocken sich in aller Ruhe ihre Hände an seiner Jacke ab. Schließlich hat er sich daran gewöhnt. Ihm ist es lieber, in aller Bescheidenheit zu reisen. Solange es ihm irgend möglich ist, wird er das tun.

Wenn man ihm in seinem Teller unwirsch eine Wurzel aufischt: »Los, los, essen Sie. Worauf warten Sie denn noch?«

»Sehr wohl, sehr wohl, sofort, schon dabei.«

Und wenn man ihm nachts ein Bett verweigert: »Was! Sie sind doch nicht von so weit hergekommen, um zu schlafen, wie? Los, los, nehmen Sie Ihren Koffer und Ihre Sachen, dies ist die Tageszeit, wo es sich am besten zu Fuß geht.«

»Sehr wohl, sehr wohl, ja gewiß. Ich hatte es natürlich nicht ernst gemeint. Doch, doch, nur zum . . . zum Scherz.« Und er geht wieder hinaus in die finstere Nacht.

Und wenn er aus dem Zug hinausgeworfen wird: »Nein, nein! Sie denken wohl, diese Lokomotive wäre seit drei Stunden geheizt worden und man habe acht Wagen angehängt, um einen jungen Mann Ihres Alters zu befördern, der vollkommen gesund ist, der hier durchaus nützlich sein kann, den nichts dazu zwingt, wegzufahren? Dazu hätte

man Tunnels gebohrt, viele Tonnen von Felsen mit Dynamit gesprengt, Hunderte von Kilometern Schienen gelegt, bei Tag und Nacht, abgesehen davon, daß man die Linie auch noch bewachen lassen muß wegen der Sabotageakte, und alles nur, um . . .«

»Sehr wohl, sehr wohl. Ich begreife ja durchaus. Ich war nur eingestiegen, um einen Blick hineinzutun. Für jetzt ist das alles. Einfache Neugier, nichts weiter. Und tausend Dank.« Und er kehrt mit seinem Gepäck auf die Landstraßen zurück.

Und wenn er in Rom das Kolosseum zu sehen wünscht: »Oh, nein. Hören Sie mal, man hat ihm schon übel genug mitgespielt. Und dann werden der Herr es anfassen wollen, sich anlehnen, sich draufsetzen – auf diese Weise bleiben überhaupt nur noch Trümmer übrig. Für uns war's eine Lehre, eine harte Lehre, aber in Zukunft, nein, Schluß damit, nicht wahr?«

»Sehr wohl, sehr wohl – es war nur . . . Ich wollte Sie bloß um eine Postkarte bitten, ein Foto vielleicht . . . wenn Sie zufällig . . .« Und er verläßt die Stadt, ohne etwas gesehen zu haben.

Und wenn auf dem Dampfer plötzlich der Deckoffizier mit dem Finger auf ihn zeigt und sagt: »Was macht denn der hier? Da unten fehlt es, scheint's, sehr an Disziplin. Los, los, bringt ihn mir schleunigst wieder in die Ankerkammer runter. Es hat eben schon halb geschlagen.« Pfeifend geht er weiter, und Plume verrenkt sich das Kreuz während der ganzen Überfahrt.

Aber er sagt nichts, beklagt sich nicht. Er denkt an die Unglücklichen, die überhaupt nicht reisen können, während er immerfort auf Reisen ist, immerfort auf Reisen.

In den Gemächern der Königin

Als Plume mit seinen Empfehlungsbriefen in den Palast kam, sagte die Königin zu ihm:

»Das ist so. Der König ist im Augenblick sehr beschäftigt. Sie werden ihn später sehen. Wenn Sie mögen, wollen wir ihn gegen fünf Uhr zusammen abholen. Seine Majestät schätzen die Dänen sehr, Seine Majestät werden Sie also recht gern empfangen, vielleicht können Sie inzwischen ein bißchen mit mir spazierengehen.

Der Palast ist sehr groß, darum habe ich immer Angst, mich darin zu verirren und plötzlich vor den Küchenräumen zu stehen, und Sie begreifen doch, das wäre für eine Königin dermaßen lächerlich. Wir müssen jetzt hier entlang gehen. Ich kenne den Weg gut. Hier ist mein Schlafzimmer.«

Und sie betreten das Schlafzimmer.

»Nun haben wir ja noch zwei gute Stunden vor uns, da könnten Sie mir vielleicht etwas vorlesen, aber ich habe hier nichts besonders Interessantes. Vielleicht spielen Sie Karten? Aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich immer gleich verliere.

In jedem Fall bleiben Sie nicht stehen, das macht müde; wenn man sitzt, langweilt man sich wiederum bald, also könnten wir uns vielleicht auf diesem Diwan ausstrecken.«

Und sie legen sich auf den Diwan.

Doch sie steht bald wieder auf.

»In diesem Zimmer herrscht immer eine unerträgliche Hitze. Wenn Sie mir helfen wollten, mich auszuziehen, würden Sie mir einen Gefallen tun. Nachher werden wir reden können, wie es sich gehört. Ich hätte so gern ein paar